

Mord in Manhattan / Von A. B. Schifrin

Vor Kirichenbaums „Koscher“-Fleischerladen gingen einige Frauen hin und her. Es waren meistens alte Kunden. Auf dem breiten Schaufenster des Ladens hatte der ortsanfässige Schildermaler den Kopf und die Stielaugen einer Kuh sowie mehrere Küden gemalt. Derselbe Maler hatte auch die Plakate gezeichnet, die die Frauen vor dem Laden des Fleischers trugen. Die Frauen hielten Streikposten. Sie kämpften gegen die hohen Fleischpreise. Sie wußten nicht ganz genau, warum die Preise stiegen. Sie waren aber überzeugt, daß etwas nicht stimmte. Alle waren sie Hausfrauen. Sie kannten ihre Küchen und sie kannten den Appetit ihrer Männer und Kinder. Sie kannten gleichfalls die Kapazität ihrer Geldbeutel. Jemandwo mußte eine Verschwörung gesponnen worden sein, um sie um jeden ersparten Groschen zu bringen. Gut, sie werden sich's also nicht gefallen lassen. Sie werden kämpfen und gegen die Fleischermeister streifen. Sie werden protestieren und das Zeug nicht essen, ehe nicht die Preise herabgesetzt werden.

Die Frauen verteilten sich in drei Schichten. Wenn eine Hausfrau keinen Sinn für Verantwortlichkeit gegenüber ihren Nachbarn hatte und sich dem Fleischerladen mit einem Einkaufskorb zu nähern wagte, würde sie schnell von den Streikposten angehalten. Sie wurde freundlich angesprochen, oder mit ertüchelnden Stimmen überschrien, oder mit reichhaltigen und furchtbaren Flüchen überschüttet. Es hing vom Widerstand ab, den sie dem freundlichen Bitten der Streikpostenfrauen leistete.

„Verkaufte Streikbrecherin“, rief man ihr zu.

„Zu Tode sollen Sie erstickten beim ersten Bissen, den Sie machen, Sie nichtsnutziges Rad.“

„Ein schwarzes Rahr sollen Sie haben.“
„Und Ihre ganze Familie.“

Eine würdig aussehende Frau schlich sich zwischen den Streikposten durch und betrat Kirichenbaums Laden. Das war Frau Rubin. Ihr Mann hatte ein Delikatessengeschäft und der Sohn studierte Ingenieur. Frau Goldberg, einer der Streikposten, guckte durch die Eingangstür und sah, wie Frau Rubin zwei Pfund Steak, ein Pfund Leber und ein Pfund Kalbslotelets kaufte. Dann kam Frau Rubin heraus.

„So, Sie wollen unseren Streik brechen, Sie?“, fragte Frau Goldberg und griff nach dem Fleisch.

„Sie sollten sich schämen“, sagte Frau Finkel. — „Eine Frau wie Sie, deren Sohn auf dem Kolleg ist.“

Frau Finkel schlich hinter ihr her.

„Frauen wie Sie“, sagte Frau Cohen, der dritte Streikposten, „müssen nur auf Krücken gehen. Wenn Sie mal eine Schwiegertochter haben, soll sie niemals Kinder bekommen.“

Frau Finkel machte plötzlich einen Griff von hinten und, bevor noch die verblüffte Frau Rubin wußte, was geschah, war der Korb mit dem Fleisch in ihrer Hand. Ein schallendes Gelächter erklang aus den Fenstern auf den beiden Seiten der Straße. Die erniedrigte Frau

Rubin lief davon, wie eine Frau, die mit ihrem Liebhaber ertappt wurde. Drei Straßenhunde verzehrten das koschere Festmahl gerade vor dem Fleischerladen, während Herr Kirichenbaum böse zusehen mußte.

In seiner blutbespuckten Fleischerschürze stand er hinter dem Pult mit der Marmorplatte. Er roch immer noch geschlachtetem Vieh. Er war ein Mann mit einem Doppellinn, ohne Haare auf dem Kopf und mit einem Hängebauch, wie ein Elefant. Um zu zeigen, daß er keine Angst vor den Frauen hatte, kam er von seinem Platz hinter dem Verkaufstisch hervor und stellte sich auf die Türschwelle. Seine Stirn zeigte etwas wie Anstrengung. Er vergaß sein langes und scharfes Fleischermesser im Laden abzulegen, er hatte es bei sich und spielte sorglos damit, wie ein Pirat. Er war wütend. Er machte keine Geschäfte und wußte nicht genau, was er anfangen sollte.

„Herr Kirichenbaum“, rief eine Frau aus einem Fenster, das gerade über seinem Kopf war.

Er beugte sich hinaus und sah nach oben. Die Frau spie ihm ins Gesicht. Es war ein gelungener Streich und die Zuschauer aus den Fenstern auf beiden Seiten der Straße schrien vor Vergnügen auf.

Der Fleischer wurde wild. Er lief auf den Bürgersteig hinaus. Wütend drohte er mit seiner Faust der Frau im ersten Stock, was die Zuschauer nur noch zu einem gesteigerten Lachen aufreizte. Verärgert stieß Herr Kirichenbaum mit seinem großen Körper einen Streikposten an.

„Sie sollen tot umkippen“, sagte die Frau. — „Warum stoßen Sie mich?“ Ein Duzend Stimmen beschimpfte ihn. Der Schweiß lief auf sein weiches rundes Gesicht hinunter. Seine Waden bewegten sich. Dann murmelte er böse: „Ich werde euch schon zeigen“, und ging drohend in den Laden. Die Frauen sahen, wie er das Telefon abnahm und sehr gereizt hineinredete. Als er das Gespräch beendet hatte, kam er nach vorn, aber diesmal nicht zur Tür. Er stellte sich



Weg und Ziel

Wenn du plötzlich aus des Waldes Tiefe
In der Sonne bunte Garben trittst,
Ist es dir, als ob dich jemand riefte
Und als ob du jetzt ins Leben schrittst. . .

Dunkler Weg, um den die Schatten sinken . . .
Alles auf der Höhe wärmt das Licht,
Tausend Hände scheinen dir zu winken,
Und die Wand, die dich umgab, zerbricht . . .

Ganz allein und allen dich verbunden
Wird die Welt ein winzig Stück von dir,
Und du trägst an allen ihren Wunden,
Und dein Glück ist nur das Glück von ihr . . .

Pierre.

jetzt sicherheitsshalber ans Fenster und schaute hinaus. Sein Gesicht glänzte von Zufriedenheit. Er wird es ihnen schon zeigen, diesen Frauen.

Der Nachmittag ging zu Ende. Die Straße war ruhig. Die Frauen mußten in ihre Wohnungen zurück, um ihren von der Arbeit oder von der Suche nach Arbeit zurückkehrenden Männern das vegetarische Essen vorzubereiten. Die Kinder, müde vom Ballspielen in den Straßentritten, waren zu Hause und warteten auf das Essen.

Jetzt am späten Nachmittag, als die Sonne unterging und die Abendkühle die Luft erleichterte, ging nur eine Frau vor Kirichenbaums Fleischerladen hin und her. Es war eine junge Frau. Sie hatte keine Kinder. Sie war erst acht Monate verheiratet. Es war aber leicht zu merken, daß sie nicht mehr lange kinderlos sein würde. Ihr Mann arbeitete in einer Karionnagenfabrik und während des Fleischstreiks holte er seine Frau auf dem Weg nach Hause ab und sie pflegten zusammen wegzugehen. Es war ein glückliches Paar. Jeder liebte sie. Als sie nach Hause kamen, half er ihr das Nachtmahl vorbereiten und später half er ihr beim Geschirrwaschen. Als Kirichenbaum sie allein paradierten sah, kam er heraus, um mit ihr zu sprechen. Er hatte die junge Frau gern. Er kannte sie von klein auf, noch als sie Säuglingskind war. Er hatte Küden und Fleisch an ihre Mutter verkauft, die jetzt schon tot war. Als das Mädchen heiratete, hat er ihr zum Hochzeitsmahl drei ganze Küden geschickt.

„Frau Maslin“, begann er.
„Sprechen Sie mich nicht an“, antwortete sie.

„Hören Sie meinen Rat, Frau Maslin“, sagte er mit freundlicher Stimme fort. „und gehen Sie nach Hause. Es wird bald strach geben.“

„So, was denn? Was habe ich denn getan, daß ich Angst haben soll?“

„Ich sage es Ihnen zu ihrem eigenen Wohl.“

Er wollte noch weiter sprechen, aber gerade in diesem Moment raste wie ein Blitz ein großes grünes Lastauto aus der Seitenstraße donnernd heraus und stoppte vor dem Fleischerladen. Herr Kirichenbaum wurde bleich, duckte sich zusammen und eilte in den Laden. Zwei groß aussehende Männer stiegen aus dem Wagen und betrachteten wie Wächter die Straße. Einer von ihnen ging in den Laden, um mit dem Fleischer zu sprechen. Der andere Aufkommeling näherte sich Frau Maslin: „Sie sollten besser von hier weggehen, Frau, wenn Sie wissen was für Sie gut ist.“

Frau Maslins Gesicht wurde weiß, sie blieb aber auf ihrem Platz stehen. Sie begriff, wer die Männer waren und warum sie kamen. Sie hatte schon solche Geschichten gehört.

„Sie! Gehen Sie weg von mir!“, sagte sie.

„Es ist nicht gesund, hier in der Gegend so zu schreien“, sagte er, „und wenn wir Sie noch einmal hier erwischen, so werden Sie alle Ihre

Knochen samt ihrem ganzen Körper gebrochen haben."

"Schau dir das an!", sagte Frau Maslin. — "Wo, denken Sie, sind Sie? In Pennsylvania oder in Harlem?"

"Rechtens, nicht wahr?", unterbrach der Mann. — "Wenn es Ihnen hier nicht gefällt, warum, zum Teufel, gehen Sie nicht zurück nach Russland oder irgendwo anders . . . ?"

"Vor allem, weil ich aus Polen komme", sagte Frau Maslin, — "und dann, weil ich amerikanische Staatsbürgerin bin und dasselbe Recht hier zu stehen habe wie Sie. Na, wie gefällt Ihnen das?"

"Zum Teufel mit all dem", sagte der Mann. — "Jetzt gehen Sie."

"Ich werde dort bleiben, wo ich bin." "Vielleicht."

Knurrend kam er dicht auf sie zu. Frau Maslin wurde nervös. Es waren nur wenige Leute auf der Straße. Hinter dem Mann konnte sie durch das Fenster Kirschbaum mit dem anderen Fremden sprechen sehen. Ihre Rippen versteiften sich. Sie rührte sich nicht.

"Junger Mann", sagte sie, "wenn Sie nicht aufhören, mich zu belästigen, werde ich einen Polizisten rufen und Sie verhaften lassen."

Der Mann lachte auf. Es war kein Polizist zu sehen. "Ist es so?", sagte er. — "Sie werden einen Polizisten rufen. Ich tue mir selber leid."

Er grinste. Dann wurde er ernst. "Frau, ich werde müde, mit Ihnen zu sprechen. Jetzt gehen Sie schnell weg, sonst . . ."

Er verpackte Frau Maslin einen Stoß. Frau Maslin verabreichte ihm schnell eine Ohrfeige. "Sie Biege", sagte er und griff nach ihrer Hand.

Sie schlug auf ihn. "Lassen Sie mich!", schrie sie.

Er packte das Plakat, das auf einer Strippe von ihrem Hals herabhäng, riß es grob herunter und warf es beiseite. Einige Köpfe zeigten sich jetzt an den Fenstern des Mietshauses.

"Schau! Er schlägt Frau Maslin." "Frau Maslin, Frau Maslin, lassen Sie sich nicht von ihm schlagen."

"Ach, Sie großer Affe, warum lassen Sie sie nicht in Ruhe?"

"Jemand soll die Polizei rufen, das ist Kirschbaums Gangster."

"Sie großer Gorilla, die Pest soll Sie befallen."

Der Mann umklammerte Frau Maslins Arm und rentte ihn nach hinten. Sie stöhnte vor Schmerz.

"Wie gefällt Ihnen das?", sagte er.

Sie spuckte auf ihn. Er rentte stärker ihren Arm aus. Sie schlug ihn auf den Hinterleib. Er rentte noch stärker. Sie schrie vor Schmerz. Ein kleiner Haufen erschrockener und brummender Menschen war bald um sie herum zu sehen.

Der Mann, der mit Kirschbaum sprach, kam jetzt heraus und bahnte sich den Weg zu seinem Partner.

"Was ist los!", sagte er. — "Gehen sie alle weg! Was ist, Frank, mit dir! Zum Teufel, kannst du nicht eine Dame behandeln, ohne Kravall zu machen?"

"Versuch es selbst, du Muger!", antwortete Frank. — "Die Biege schlug auf mich."

Der Angeworfene hatte eine Zigarre im Mund und sie steckte in seinen Lippen wie eine giftige Pflanze, die dort wuchs und vom Speichel seines großen Mundes genährt wurde.

Frau Maslin war so erschrocken und benommen, daß sie nichts erwidern konnte. Tränen füllten ihre Augen.

"Schau . . . Dort kommt Herr Maslin", schrie jemand aus der Menge. Die Frau hörte das. Sie flüsterte seinen Namen.

Herr Maslin, der von seiner Arbeit auf dem Weg nach Hause war, eilte blaß, müde und hungrig hinzu.

Erschauen wurde auf seinem Gesicht geprägt.

"Was ist hier los?", fragte er.

Er war ein kleiner Mann, der wie ein Verfolger aussah. Er trug eine Hornbrille. Er sah seine Frau und einen Mann, der sie am Arm hielt. Das war ein Rätsel für ihn und schredte ihn zur gleichen Zeit. So eine Sache war ihm noch nie in seinem Leben passiert. Und der Menschenhaufen, der ihn ansah, wartete auf ihn und wartete, um zu sehen, was er machen würde.

"Tillie", fragte er ängstlich, "was ist los?" — "Sie, eh, was machen Sie hier?" Sie stießen sie. Lassen Sie sie los! Tillie!"

Der Mann ließ sie frei. Frau Maslin ohrfeigte ihn.

"Hier haben Sie", sagte sie, "sie wilder Gangster."

Der Mann sagte, "Oh, ja", und machte eine Bewegung zu ihr hin, aber Herr Maslin stellte sich zwischen sie.

"Sie werden sie in Ruhe lassen", sagte er befehlend.

Der Mann mit der Zigarre im Mund schaute zu und sagte nichts. Frank, der andere, sah Maslin an.

"Dummer Junge", sagte er. — "Schlag' sie, Lumpy, bevor ich, zum Teufel, dich erschlage. Schlag' sie, sag' ich."

Er stieß Maslin. Maslin liebte solche Sachen nicht. Er ging nach Hause müde und hungrig. Er plante, Tillie nach Hause zu nehmen, zu nachtmahlen und mit ihr in ein Kino zu gehen.

"Jemand soll einen Polizisten rufen", sagte eine Frau. Kein Polizist war in der Nähe zu sehen.

"Sie Kosak!", schrie Frau Maslin. — "Wer hat nach Ihnen geschickt? Warum lassen Sie uns nicht in Ruhe?"

"Wer ist ein Kosak?", sagte Frank und gab ihr eine Ohrfeige.

Maslin konnte nicht zusehen, daß seine Frau geschlagen werde. Er hätte nichts dagegen gehabt, wenn sie es mit ihm getan hätten. Aber seine Frau! Und noch vor seinen Augen. Das war eine Schande. Die Leute werden ihn nachher auslachen. Er wurde rot im Gesicht und, ohne zu wissen was er tat, schlug er mit seiner knöchigen Faust auf Frank. Der Mann mit der Zigarre, der bisher sich nicht hereinmischte, stieß ihn wortlos in die Brust. Er gab ihm einen kurzen, schweren Stoß. Maslin wadelte wie ein Baum und hustete, um Atem zu fassen. Dann schlug ihn der Mann mit Wucht auf den Mund. Frau Maslin schrie erschrocken auf, als sie ihren Mann geschlagen sah. Blut kam aus seinem Mund. Die Leute begannen zu knurren. Aus jedem Fenster des Hauses schauten Köpfe hinaus. Als Frau Maslin aus dem Mund ihres Mannes Blut fließen sah, wurde sie wild. Wie ein Vogel flog sie auf den Mann, der ihren Gatten schlug. Sie kratzte sein Gesicht und riß ihm die Zigarre aus dem Mund. Als die Zigarre herunterfiel, sah der Mann wie jeder anderer aus, er hatte ein anderes Gesicht. Er sprach einige Laute und gab ihr einen Stoß in den Bauch. Frau Maslin fiel auf den Boden. Zwei erschrockene Frauen hoben sie auf und schleppten sie weg in den Fleischerladen. Kirschbaum versteckte sich hinter die Theke.

Maslin schlug sich draußen mit den zwei Kaufholden wild herum. Seine Brille fiel auf die Erde. Zwei feine rote Linien, von der Brille

eingeprägte Spuren, tiefen von seinen Ohren bis zu den Augen, die ohne Brille seltsam aus-sahen. Ein dünner Blutfaden kam aus seinem Mund. Eine Faust schlug ihn ins Gesicht und er fiel um, gerade, auf den Bürgersteig. Sein Kopf stieß an die eiserne Kellertür vor Kirschbaums Fenster.

Er blieb ruhig liegen.

Ein entsetzter Schrei kam aus der Menschenmenge. Sie hatten lange genug gezögert. Jetzt warfen sie sich mit einem Ruck auf die beiden Männer. Der eine, der seine Zigarre verloren hatte, zog einen Revolver.

"Ich werde den ersten Bastard niederschleßen, der sich mir nähert", schrie er.

Männer und Frauen und einige Kinder wichen erschrocken zurück. Die beiden Kaufholden machten sich den Weg zum Wagen frei. Sie stiegen ein, klappten die Tür zu, starteten den Motor und fuhren schleunigst davon. Einige Leute liefen ihnen nach. Es war aber nutzlos.

"Mein Gott", sagte eine Frau, die über das heruntergesunkene Gesicht von Maslin kniete. — "Mein Gott, Maslin ist tot."

Ein Stein schlug in Kirschbaums Fenster ein und die Scheibe splitterte nach innen. Kirschbaum sprang auf. Er sah das zerschmetterte Fenster und hob wütend seinen Arm.

"Wer hat das gemacht?", schrie er. — "Wer hat das gemacht?"

Dann erblickte er an seinen Füßen Maslins unbeweglichen Körper.

"Mein Gott", sagte er.

Stimmen überfielen ihn, laute, drohende, grobe und wilde.

"Sie haben die Gangster gerufen, Kirschbaum, Sie! Sie! Sie!"

Mit einer Stoppbewegung wies er es ab. "Gott ist Zeuge, ich habe es nicht getan."

"Sie sollen so leben!"

"Sie sollten sich mit Ihrem eigenen Fleisch vergiften, Sie Mörder!"

"Mörder!"

"Sie waren es!"

"Sie!"

"Jemand soll einen Rettungswagen holen. Warum stehen sie alle herum und warten noch?"

"Sie haben Maslin ermordet!"

"Rufen Sie die Polizei!"

"Kirschbaum! Sie Hochstapler! Sie Blutsauger! Faules Fleisch verkauft er! Für einen Dollar haben Sie einen guten Menschen umgebracht! Sie haben Dave Maslin ermordet! Sie! Sie und Ihre Gangster! Wir werden es nicht vergessen! Kirschbaum! Wir werden es nicht vergessen! Unser Tag der Rache wird schon kommen."

Maslins Körper lag vor dem Fleischerladen. Die Gläser seiner Brille waren schon zerschmettert, als er auf die Erde umfiel. Seine Augen werden sie nicht mehr brauchen. Ein weißer, mit Fußspuren bedeckter Karton schaute hinter seinem Kopf hervor. Er sah wie ein halbverwüster Grabstein aus. Das war das Plakat, das seine Frau getragen hatte. Einige Worte waren noch lesbar: Kaufen Sie kein Fleisch, bis . . .

Der Mann aus der Drogerie rief einen Rettungswagen. Bevor noch der Wagen ankam, schleppte sich langsam ein Polizist zu Kirschbaums Laden, wo die Menschenmenge noch immer stand und gereizt sich unterhielt.

"Was ist hier los?", fragte er.

(Aus dem Amerikanischen übertragen von A. Mes.)

Die Gründung von Sankt-Petersburg

Von Kurt Kersten

Ein Kapitel aus der Biographie „Peter der Große. Von den Ursachen und vom Wesen historischer Größe“, die deutsch im Querido-Verlag Amsterdam erschien und französisch im Verlag Albin Michel-Paris erscheinen wird.

Im Frühjahr 1703 belagerte Peter die Seefeste Nyenschanz am Einfluß der Neva in den Finnischen Meerbusen, ein altes Bollwerk, das seit hundert Jahren schwedischer Besitz war und mitten in Sümpfen lag. Zum ersten Male traten kleine russische Kriegsschiffe in Aktion, blockierten die Feste von der Seeseite her, und nach fünfzigem Bombardement ergab sich die Besatzung. Es war am 1. Mai 1703. Sechzehn Tage später ließ Peter in der Nähe von Nyenschanz auf einer Insel, die den Namen „Lustinsel“ trug, eine Feste aus Holz errichten und taufte sie auf den Namen seines Schutzheiligen — Sankt Petersburg.

In den Sümpfen der Nevaamündung, am äußersten Ende des Finnischen Meerbusens, befaß Peter den Bau der Stadt, die er in den Rang der neuen Hauptstadt des Reiches erheben wollte. In Ingermanland, unweit der finnischen Grenze, zwischen Ladogasee und Meer, an den Grenzen des Landes in einem Gebiet, das nur mit dem Schwert in der Hand verteidigt werden konnte, und dessen Besitz erst der siegreiche Krieg zu garantieren vermochte, strategisch schwer zu verteidigen, als Hafen ungünstig gelegen, gründete Peter die neue Hauptstadt, allen Feinden, innen und außen zum Trost.

Die Gründung der neuen Hauptstadt war eine Kriegserklärung an alle Gegner im Lande, die mit der Expansionspolitik des Handelskapitals und seinem großen Eroberungsprogramm nicht einverstanden waren; sie war die Preisgabe Moskaus als Zentrum aller reaktionären und oppositionellen Kräfte, aber sie manifestierte auch den Anspruch des Zaren, im Westen als vollgültiger Partner anerkannt zu werden. Hier wurde das Fenster nach dem

Westen, nach Europa geöffnet, und wenn es mitten im Striege geschah, dessen Entscheidung noch nicht gefallen war, hieß es, daß Peter entschlossen war, diesen Fleck Erde — Sumpf und Morast — nie wieder aus der Hand zu geben. Das „Kaubnest“, von dem Gustav Adolf einst gesprochen hatte, sollte russisch bleiben. Gott hatte wider den Schweden entschieden, „der Russe sprang über den Bach“, und der Ladogasee war keine Grenze mehr.

Die Gründung erregte Abscheu und Gelächter. Als Nori den Fall von Nyenschanz und die Gründung der neuen Feste erfuhr, erklärte er den Wätern lachend: „Bald nehmen wir uns die Burg wieder!“ Und als Peter die fremden Handelsgesellschaften zwingen wollte, mit ihren Schiffen nicht mehr in Archangelsk, sondern in Petersburg einzulaufen, weigerten sie sich lange, denn die Fahrt durch den Meerbusen war gefährlich; Sandbänke, Nebel und undichte Tiefen erschwerten die Fahrt; die Versicherungssummen waren „fast unerträglich hoch“; der Hafen war im Winter nicht eisfrei und die neue Stadt litt an Ueberschwemmungen. Das feuchte Klima verhinderte längeres Lagern der Waren, und Hans mußte weiter über Archangelsk exportiert werden.

Im Morast und Sumpf wurde die Stadt auf Peters Befehl erbaut. Aus allen Teilen des weiten Reiches wurden Arbeiter und Bauern nach dem fremden Norden zwangsweise entsandt, um die Stadt zu erbauen, für die Peter sich Amsterdam zum Vorbild gewählt hatte. Wohl zweihunderttausend Menschen gingen in den Sümpfen Ingermanlands elend an Hunger, Kälte und Fieber zugrunde. Die schuldlos Deportierten arbeiteten in einem unfruchtbaren Gelände, ohne Weg und Steg, ohne Unterkunft und Verpflegung. Nichts war bedacht. Monatslang hatten die Arbeiter kein Brot zu essen, und später begingen die Verpflegungsbeamten Niesenbetrugereien. Man hatte nicht einmal Handwerkszeug und Materialien vorgeesehen.

In ihren Notschöhen, ja mit den Händen trugen die Deportierten die Erde für den Bau der Feste und Häuser herbei. Unkundig, schlecht unterwiesen, nicht erfahren im Bau und Trockenlegen der Sümpfe und Moore schindeten sich Kirgisen, Tataren, Kaschiren, Mosaken, Kalmücken, Russen zu Tode, starben an Ruhr, Skorbut, verhungerten oder erfroren. Die Leichen wurden nachts ins Moor geworfen. Wie viele Flüche belasteten die Niederlassung! Wie viele Opfer verschlangen die Sümpfe! Wie schrie es aus Unzähligen zum Himmel über diese verfluchte Stadt in Feindesland!

In weitem Umkreis lag keine menschliche Siedlung; es war ein dünnbesiedeltes und auf weite Strecken hin sogar unbewohntes Niemandsland. Die schwedischen Bollwerke hatten hier gelegen wie die spanischen, englischen und französischen Forts in den Kolonialländern. Als Kronstadt erbaut wurde, ließ Peter mitten im Winter die Fundamente unter dem Eise errichten. Die Peter-Pauls-Feste kostete „einer unbeschreiblichen Menge Volks das Leben“, sie „starben wie die Fliegen und wurden verscharrt“.

Als die Stadt erbaut war, wollte sie niemand bewohnen; da erzwang Peter die Niederlassung; der Adel von Moskau und viele Bürger wurden gezwungen, ihren Wohnsitz aufzugeben, mußten nach Petersburg übersiedeln, sich dort Häuser bauen und durften die Stadt nicht wieder verlassen. Die Deportierten erhielten Befehl, sich auf dem großen Friedhof, der Stätte ihrer Knechtschaft, anzusiedeln. Durch Erlasse wurden später in den Gouvernements Familien zur Niederlassung angeordnet, und Nichtbefolgung des Stellungsbefehles wurde schwer geahndet. Kein Stand, der nicht die neue Stadt und ihren Namen, der nicht einmal ein russischer Name war, verflucht hätte.

Es war ein Einfall von barbarischer Größe; die Gründung war ein Zeichen, daß in Rußland eine neue Ära angebrochen war. Das Meer, die Herrschaft an der Ostsee waren der Wunschtraum der Zaren seit Jahrhunderten.

Die ganze Vergangenheit des Reiches war mit diesem Traum verbunden, und Menschilow

Rätsel der Osterinsel

Am Oster Sonntag 1772 entdeckte der holländische Seefahrer Roggeveen im östlichen Teil des Pazifik, mehr als 4000 Kilometer von der chilenischen Küste, mehr als 1000 Kilometer von den östlichen polynesischen Inselgruppen der Südsee entfernt, ein einsames, seltsames Eiland. Es war eine große Insel von rund 120 Quadratkilometer Bodenfläche, mit ausgeprochen kontinentalem Charakter und mehreren erloschenen Vulkanen. Roggeveen fand noch andere Merkwürdigkeiten. Da waren große steinerne Denkmäler, steinerne Tafeln mit unbekanntem Inschriften, verfallene Paläste. Da gab es natürliches Glas, aber keine Bäume. Da fiel häufig Regen, aber es gab trotzdem weder Teiche noch Bäche; die Erde sog das Wasser auf wie ein großer Schwamm. Und da gab es schließlich noch einige hundert Eingeborene, die eine unverständliche Sprache redeten und auch sonst mit den Polynesiern nicht viel Ähnlichkeit hatten. Roggeveen registrierte das alles, hißte die holländische Flagge und fuhr dann weiter. Vorher hatte er der Insel, die in der Sprache ihrer Eingeborenen „Rapa-Nui“ hieß, den Namen „Osterinsel“ gegeben.

Die holländische Flagge wehte nur einige Jahre über Rapa-Nui. Dann kam der Engländer Cook. Ihm folgte der französische Seeheld La Pérouse, um die Osterinsel für Frank-

reich in Besitz zu nehmen. In den Wirren der südamerikanischen Bürgerkriege fiel sie dann an Chile, das sie behielt, ohne sich freilich sonderlich für sie zu interessieren.

1872 besuchte Pierre Loti die Osterinsel und schrieb in sein Reisetagebuch: „Rapa-Nui bedeutet mir allein schon durch seinen Wortklang: Traurigkeit, Wildheit, Nacht...“ Ein trefflicheres Urteil; die Osterinsel ist wirklich alles andere als ein Südpazifik-Paradies.

Erst im März 1934 gelang es einer französisch-belgischen Forschungs Expedition, in die Geheimnisse der seltsamen Insel etwas Licht zu bringen. Der Direktor des Pariser ethnographischen Trocadero-Museums, Dr. Paul Rivet, nahm persönlich an ihr teil.

Heute ist man sich darüber einig, daß die steinernen Niesenstatuen, die oft bis zu 40 Meter hoch sind und eine überraschende Ähnlichkeit mit den Denkmälern der alten Ägypter und Kongoböller aufweisen, keine indianischen oder polynesischen Götzenbilder, sondern Ahnenfiguren einer untergegangenen Menschenrasse sind. Die Osterinsel ist offensichtlich der letzte Rest eines im Laufe der Jahrtausende vom Meere verschlungenen Kontinenten, der in der Legende ihrer Eingeborenen Waibu genannt wird. Die Hieroglyphen auf den Steintafeln wiederum ähneln auffallend den noch unentzifferten Vor-Sanskrit-Inschriften, die 1932 von dem ungarischen Gelehrten Hevesy im Tal des Indus entdeckt wurden.

Offenbar waren die Bewohner von Waibu ein kühnes Seefahrervolk, dessen Schiffe weit übers Meer bis Asien vordrangen und auch mit Indien, Ägyptern und Phöniziern in Berührung kamen. Daran deuten nicht nur die Ruinen eines riesigen Palastes im Stil von Angkor hin, dessen Bau von der Heberlieferung dem mächtigen Waibu-König Gotu Matura zugeschrieben wird, sondern auch ausgegrabene Schiffsrümpfe mit kunstvollen steinernen Bug- und Heckkonstruktionen, die von der Niesenflotte des Inseleroberers Tu-Koin, des „Wiking von Waibu“ herrühren sollen...

Seit vier Jahren hat die geheimnisvolle Insel, deren 400 polynesischen Einwohner sich notdürftig von Fischfang, spärlichem Getreidebau und noch spärlicherer Schweinezucht ernähren, zwei neue Bewohner aufzuweisen. Der deutsche Marineoffizier Hugo Weber, während des Krieges Kommandant des Kreuzers „Dresden“, und seine Gattin Hanni Stabe, eine Deutsch-Chilenin aus Santiago, haben hier eine neue Heimat gefunden. Ein Paradies haben sie sich für ihr Robinson-Dasein freilich nicht gesucht, aber gerade die Armut und völlige Weltentlegenheit ihrer von keiner Dampferlinie berührten Insel bieten ihnen vielleicht den sichersten Schutz vor unliebsamen Enttäuschungen, wie sie vor zwei Jahren den Entdeckern der Galapagos-Inseln beschieden wurden...

Pierre de Briffacour.

sprach bald vom „Barägerland“. Vom Norden waren die Eroberer des Landes vor achthundert Jahren ausgezogen, um bis zum Süden vorzudringen. Die Eroberungspolitik der Romanovs erhielt hier ihren sinnfälligsten Ausdruck. Diese Gründung war ein Ausdruck höchsten, angespanntesten und unberechenbaren Nachwillens, verkündete den Anspruch auf Großmachtstellung.

Peter manifestierte, daß Rußland sich endgültig aus dem Dämmerzustand gelöst hatte und nie wieder zurückfallen wollte. Mit den Waffen in der Hand, schützte er die neue Hauptstadt, die blutgetränkte, eiserreiche, brutal erzwungene Schöpfung eines Eroberers, das „Paradies“, das auf Menschen Knochen errichtet wurde.

Spanische Geschichten

Die Postanweisung.

Mehr als zwei Postanweisungen darf man nicht am selben Tage ins Ausland schicken.

Ewald hatte drei. „Suchen Sie sich aus, welche davon Sie zurückstellen wollen bis morgen“, sagte der Beamte. Ewald fiel die Wahl schwer: „Alle drei sind dringend. Geht es denn absolut nicht?“ „Absolut nicht; aber schicken Sie doch später jemand anderen mit der dritten her.“

Ewald tat auch das nicht. Er trat einen Schritt nach rechts und zahlte die dritte Anweisung unter den Augen des lächelnd zusehenden Beamten bei dessen Kollegen ein.

Der Baurechner.

In Barcelona, auf der Trambahnlinie 22 oder 24 — ich erinnere mich nicht mehr genau; sagen wir, das arithmetische Mittel wählend: 23 — gibt es einen Baurechner als Schaffner. Er geht so im Wagen rum, seinem Dienst nach, knipst und nimmt Geld ein und redet Bauch. Wenn er hinten ist, vom Vorderperron her, und umgekehrt. Oder mit Frauen- oder Kinderstimme.

Dem Publikum gefällt das. Die Linie hat großen Zuspruch.

Man sagt, die Straßenbahndirektion werde demnächst für ihr gesamtes Schaffnerpersonal Zwangskurse im Baurechen einführen.

En casa de usted.

Es ist ziemlich bekannt, daß der Spanier einem nicht sagt: „Ich wohne da und da“, sondern: „Señor, Ihr Haus befindet sich da und da.“

Dr. Günter war bei reichsdeutschen aber seit langen Jahren in Spanien akklimatisierten Bekannten eingeladen. Beim Weggehen sagte ihm der Herr des Hauses: „Sie sind uns immer willkommen“, das heißt, er sagte es nicht so, sondern spanisch (wenn auch in deutscher Sprache): „Dieses Haus ist das Ihre.“ Dr. Günter, immer scherzbereit, erkundigte sich, bis wann es geräumt sei, damit er es in Besitz nehmen könne.

Er ist seither nie wieder eingeladen worden.

Im Bohème-Café.

In der Calle Robador in Barcelona gibt es ein kleines Café-Restaurant, in dem allnächtlich, von Mitternacht an, Leute aus dem Volke als Sänger auftreten. Sie singen mit Gefühl und artistischen Raffinessen, halten dabei dicke Ringe aus falschem Gold mit hafenmufar großen Brillanten vor den Wagen und sind furchtbar glücklich, als Gegengewicht gegen ihr langweiliges, kleines tägliches Gewerbeleben in der Schuhwerkstatt oder im Gemüseladen, nachts von herzhaft applaudierendem Publikum dankbar und begeistert gefeiert zu werden. Außer den Gebattern Schneider und Bäcker, die da im Sonntagswams ihr Lied singen, rezitieren, aber

Das einzige, wofür er keine Verwendung hatte



auch wirkliche, stadtbekannte Schauspieler, von denen immer der eine oder andere sich einfindet, gewaltige Gedichte, in denen die R nur so rollen, die Vokale wie Ströme dahintauschen und die ganze Schönheit der spanischen Sprache sich aufs Pathetischste, aber tatsächlich in voller Majestät entfaltet. Wenn sie so ein Gedicht, das gut und gern eine halbe Stunde lang sein kann, mit allen Wirkungsmitteln der Mimik und der stimmlichen Abwechslungsmöglichkeiten heruntergearbeitet haben, sind sie wie durchgewalt, der Schweiß rinnt ihnen übers Gesicht, die Brust heuchelt, und es ist keine Mache, der Atem ist futsch, und der Sturzbach des Applauses bricht auf einen völlig Erschöpften und Bekehrten herab.

Ueber dieses Café „Cau d'Art“ hab ich einmal einen Artikel geschrieben. Der Wirt las ihn, schnitt ihn aus und klebte ihn zu den anderen an die Wand. Am Abend machte er einen anderen deutschen Besucher darauf aufmerksam. „Ja“, sagte der, „den hab ich geschrieben.“ Was ihm ein Gratizabendessen einbrachte. Auch das Essen ist gut im „Cau d'Art.“

Max Paris.

Alte Anekdoten

Ich, zwei Wünsche wünscht ich immer,
Leider immer noch vergebens,
Und doch sind's die innig-frömmsten,
Schönsten meines ganzen Lebens,
Daß ich alle, alle Menschen
Könnt mit gleicher Lieb' umfassen,
Und daß ein'ge ich von ihnen
Vorher dürfte hängen lassen.

Adolf Glasbrenner.

„Hochwürdigster Herr Pfarrer, ist es nicht unmenschlich, einen Nebenmenschen und Bruder wegen anderer Gesinnung niederzuschleichen?“ — „Lieber Sohn, die göttlichen Befehle gehen vor die menschlichen! Im Buch der Bücher steht zu lesen: Und Cain erschlug seinen Bruder Abel!“ und wieder an einer anderen Stelle heißt es: „So gehe ich hin und tue desgleichen!“

(„Eulenspiegel“, 1850).

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 277.
Von Johann Berger, Graz.
(Sammlung Spielbücher.)

Schwarz: Kc5, Tc6, Bd4, d6, d7, e7. (6)



Weiß: Kh7, Dc8, Lc1, Sb6, h6, Bf3, f6. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 274: De4—f3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Proch Anton, Predlitz; Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Lepach Franz, Kaplitz; Tepper Franz, Karlsbad; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Sturm Heinrich, Brünn; Trepesch Waldemar, Kleinaugezd; Schöffel Anton, Schöbbritz; Gantner Josef und Schamfuß Erwin, Eulau; Habl Erwin, Schindler Robert, König Rudolf, Chimiak Teo, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, sämtlich Nesterstz; Ulbert Erich, Klutschkau; Demel Rudolf, Schirmdorf; Hanisch Anton, Kunnersdorf b. Zwickau; Müller Karl, Krochwitz; Eichler Otto, Drakowa; Robek Franz u. Walter Ludwig, Kwitkau; Tessa Franz, Suchei; Triltsch Gustav, Wisterschan.

Schachnachrichten.

Nach fast vierjähriger Unterbrechung wurde in Teplitz der Spielbetrieb wieder aufgenommen. An dem ausgeschriebenen Übungsturnier nehmen 21 Genossen teil, fast durchwegs neugeworbene Mitglieder des „Atus“. Spielabende jeden Mittwoch im „Hotel Laurer“, Masarykstraße, Spielleiter Gen. Nausch, technischer Leiter Gen. Herschmann.

Eine weitere Schachsektion wurde durch Gen. Habl, Nesterstz, in Großpriesen ins Leben gerufen. Dieser dürfte bald auch in Kleinpriesen eine weitere Gründung folgen. In Kleinpriesen spielte Gen. Saslik, Pömerle, an 12 Brettern simultan mit dem guten Ergebnis: 9 gewonnen, 3 verloren.

6. Bezirk: Bezirksmeisterschaft.

Die Ergebnisse der 5.—7. Runde: Eulau gegen Krochwitz I. 5—3 Punkte für Eulau (Endstand); Tetschen gegen Rosawitz 5—3 Punkte für Tetschen; Seldnitz I. gegen Tetschen 4—4 Punkte, unentschieden; Eulau gegen Rosawitz 6—2 Punkte für Eulau; Tetschen gegen Bodenbach 4—3 Punkte für Tetschen; Rosawitz gegen Seldnitz II. 6—2 Punkte für Rosawitz; Tetschen gegen Eulau 5—3 Punkte für Tetschen; Krochwitz II. gegen Seldnitz II. 5½—2½ Punkte für Krochwitz II.; Eulau gegen Bodenbach 5½—2½ Punkte für Eulau; Krochwitz I. gegen Seldnitz I. 5—3 Punkte für Krochwitz I.; Krochwitz I. gegen Bodenbach 6½—1½ Punkte für Krochwitz I.; Krochwitz II. gegen Krochwitz I. 0—8 Punkte für Krochwitz I.

Endstand:

Bezirksmeister wurde Sektion Krochwitz I.

1. Krochwitz I. 5½ Siege, 39 Punkte, 83%.
2. Seldnitz I. 5½ Siege, 37½ Punkte, 81½%.
3. Tetschen 5 Siege, 36½ Punkte, 76½%.
4. Eulau 5 Siege, 33 Punkte, 73%.
5. Rosawitz 4 Siege, 32 Punkte, 60%.
6. Bodenbach 2 Siege, 23 Punkte, 39%.
7. Krochwitz II. 1 Sieg, 13 Punkte, 21%.
8. Seldnitz II. 0 Sieg, 9 Punkte, 9%.